

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 293. Bromberg, den 29. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(14. Fortsetzung.

„Hören Sie, Doktor", sagte Reiwald, „ich glaube wahrhaftig, wir werden abgewiesen, denn der Kerl ist zu höflich. Sehen Sie nur, was er für zierliche Verbeugungen macht."

„Dann nehmen wir die alte Baracke mit Sturm und verbarrikadieren uns darin!" knurrte der Doktor. „Aber sehen Sie, — gewonnen, wir ziehen richtig ein!"

Jose stieg in der Tat in diesem Augenblick vom Pferd und schnallte seinen Sattelgurt auf. Auch Don Enrique stieg ab, und die beiden Deutschen folgten rasch seinem Beispiel. Der Kazike hatte die Erlaubnis gegeben, daß die Fremden bei ihm wohnen dürften, und Jose rief jetzt ein paar Indianer herbei, ihm zu helfen, das Gepäck abzunehmen, was diese auch mit der größten Bereitwilligkeit taten. Kaum merkten sie, daß ihnen der Kazike den Eintritt und damit den Aufenthalt gestatte, als sich ihr Benehmen änderte. Besonders bereitwillig halfen sie den Deutschen, die sie als Fremde erkannten, nicht allein Sattel und Satteltasche abzulegen, sondern auch die Pferde abzunehmen und die ihnen gehörenden Gegenstände in die Hütte zu tragen.

Wenn Reiwald aber, der über dies gefällige Wesen staunte, geglaubt hatte, es geschähe aus uneigennütziger Gastfreundschaft, so sah er bald, daß er sich darin geirrt. Kaum war die leichte Arbeit getan, als sich die Deutschen auch von dem größten Teil der Indianer umzingelt sahen, die mit der freundlichen Bitte: „Ein wenig Tabak, Sennor", ihnen die offene Hand entgegenhielten. Beiden lag daran, sich mit den Leuten auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, und einem so bescheidenen Verlangen willfahrten sie gern, noch dazu, da sich die Eingeborenen mit der kleinsten Menge begnügten. War es nur hinreichend, ihnen für den Augenblick eine Zigarre zu geben, zu denen ein junger Bursch rasch eine Anzahl von Maishülsen aus dem nächsten Feld holen mußte, so kauerten sie sich vergnügt auf die Erde nieder, drehten ihre Zigarre, zündeten sie an und bliesen den Rauch wohlgefällig in die Luft. Aber auch hieran war ihre Genügsamkeit nicht schuld, sondern nur ihr ganzes, gedankenloses Wesen, das sie nie an die nächste Zukunft denken läßt, solange ihnen der Augenblick bietet, was sie gerade freut. Wozu brauchten sie weiteren Tabak, solange ihre Zigarre brannte? Zwei auf einmal konnten sie doch nicht rauchen; sobald der aber verbraucht war, kamen sie sicher um mehr.

Eine andere Persönlichkeit erschien jetzt, ehe Don Enrique das Haus betreten konnte, vor der Hütte. Ein Reiter in einem schmutzigen und sehr kurzen Poncho kam durch das Tal gesprengt und ließ sein Pferd über alle im Weg liegenden Stämme so ruhig hinwegsetzen, als ob die oft dritthalb Fuß im Durchschnitt haltenden Hölzer nur ebensoviele Strohhalme gewesen wären. Es mußte ebenfalls ein Chilene sein, der aber kaum die Fremden erblickte, als er auch dicht neben ihnen sein Pferd parierte und, das Tier sich selber überlassend, in dem nämlichen Moment, als es hielt, aus dem Sattel sprang.

Er war hier augenscheinlich zu Hause und vollkommen ungeniert, sonst aber gerade keine angenehme Persönlichkeit, und schmutzig, aber doch mit einem gewissen Pomp gekleidet. Er trug hohe, gelbe Reitstiefel mit riesigen neusilbernen Sporen, einen großen Siegelring am rechten Zeigefinger und ein rotseidenes Tuch um den Hals, aber schmutzige Wäsche und ungekämmtes, wirres Haar, schien auch halb angetrunken, — jedenfalls ziemlich aufgeregt, und behandelte die Fremden mit einer gewissen vornehmen Gleichgültigkeit.

„Ah, wie geht's, Sennores? Wo kommen Sie her? Von der Otra Banda? Aber, das ganze Gepäck bringen Sie über die Berge herüber?"

„Wir wollen erst hinüber, Sennor!" sagte Don Enrique artig, indem er nicht recht wußte, was er aus der Gestalt machen sollte. „Entschuldigt mich, wir sind bei dem Kaziken angemeldet."

„Wirklich?" rief der Chilene erstaunt. „Jetzt hinüber? Wo wollt ihr überwintern?"

„Das weiß ich noch nicht!" erwiderte ausweichend der Chilene und wandte sich gegen das Haus. Seine neue Bekanntschaft war aber noch nicht so bald abgeschüttelt.

„Da werde ich dolmetschen müssen!" sagte er, indem er ebenfalls der Hütte zutrat. „Mein alter Kazike spricht nur sehr mittelmäßig Kastilianisch. Ich kann Sie gleich vorstellen. Wo kommen Sie her?"

Don Enrique zögerte mit der Antwort, die ganze Persönlichkeit des Burschen war ihm unangenehm, und er hielt es nicht einmal für eine Empfehlung, durch ihn bei dem indianischen Häuptling eingeführt zu werden. Eine Antwort mußte er aber geben, denn er wollte sich den Mann auch nicht gleich verfeinden ,und er erwiderte deshalb:

„Von Concepcion."

„Zu Lande?" rief der Chilene erstaunt.

„Nein, über Valdivia. Ich wünsche hier zu übernachten und womöglich ein paar indianische Führer zu bekommen, die mich über die Berge begleiten."

„Das wird schwer halten. Doch erst wollen wir zum Kaziken hineingehen, sonst wird er ungeduldig. Er hat so heute etwas im Kopf." Ohne weitere Umstände betrat er, von Don Enrique und den beiden Deutschen gefolgt, den inneren Raum; Reiwald sowohl als der Doktor waren neugierig geworden, wie der Empfang bei dieser hochstehenden Persönlichkeit ausfallen würde.

Der Kazike? — Welche Bilder hatte sich ihre Phantasie bei dem Titel heraufbeschworen! Alle die alten Erzählungen von Cortez und Pizarro tauchten dabei vor ihnen auf. Nicht wenig trug auch dazu, um diese Meinung zu verstärken, die vornehme Zögerung bei, mit der ihnen das Oberhaupt dieser Indianer Audienz erteilt hatte. Indessen war es schon vollständig dunkel geworden und der Eingang der Hütte versprach nicht besonders viel. Er bestand nur aus ein paar aufrecht gestellten Brettern, oder besser gesagt, roh behauenen breiten Pfosten, von denen, wenn man die Hütte betreten wollte, einer beiseite gehoben und nachher wieder vorgestellt wurde. Das schloß aber nicht aus, daß sie im Innern noch eine ganz andere Einrichtung antreffen konn-

ten. Das Oberhaupt eines Stammes hatte sich seine Wohnung gewiß freundlich und geschmackvoll hergerichtet. Reiwald besonders freute sich schon im voraus für diese Nacht auf ein gutes, bequemes Lager von weichgeschichteten Guanakofellen, auf dem er besser zu schlafen gedachte, als die letzte Nacht. Ein leiser Ausruf des Erstaunens, — eigentlich ein halb unterdrückter Fluch entfuhr ihm aber, als er sich plötzlich im Innern des Raumes sah. Fast unwillkürlich prallte er einen Schritt zurück, als er die Möglichkeit überdachte, in diesem „Stall" eingepfercht zu werden. Aber jetzt half es nichts mehr; die Würfel waren gefallen, und das beste blieb immer, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Reiwald hatte übrigens recht, wenn er über das Innere der schwarz geräucherten Hütte erschrak, und der Doktor, der nur das hier bestätigt fand, was er längst gefürchtet, stöhnte laut.

Der Raum der Hütte im Innern war beträchtlich und mochte reichlich zwanzig Schritt in der Länge und etwa achtzehn in der Breite enthalten, auch konnte sie bis zur innern Spitze des Daches dreißig Fuß in der Höhe messen; das aber schien auch die einzige Bequemlichkeit, die sie bot, wenn überhaupt ein Mensch in dieser Gegend auf Bequemlichkeit Anspruch machte.

Genau in der Mitte des Raumes brannte ein mächtiges Feuer, das eine Anzahl kleiner halbnackter Kinder noch fortwährend mit trockenen Scheiten und Splittern nährte. Die Flamme züngelte hoch empor und sandte einzelne Funken bis unter das Dach hinauf, während sich der Rauch oben sammelte und wie eine Wolke nach vorn und hinten auseinanderquoll.

Tapeten besaß die Wohnung nicht, sondern sie bestand innen wie außen aus rohen, unbehauenen Holzplanken, die, Palisaden gleich, in die Erde eingerammt waren und dadurch eine ringsherum offene Wand bildeten, denn genau schlossen diese breitgespaltenen Holzklötze nicht aneinander an. An der linken Seite waren, mehr dem Gesetze der Nützlichkeit als dem der Schönheit folgend, eine Anzahl Stangen angebracht, auf denen alle nur erdenklichen Reitzeuge lagen: Sättel mit riesigen, aus einem Stück Holz geschnitzten Steigbügeln, geflochtene oder einfach aus roher Haut geschnittene Zäume und Halfter, Decken, Packsättel und eine große Menge schwarzer und weißer Schaffelle. Darunter schien eine Art von Speicher zu sein, denn dort fand sich eine Anzahl von Säcken, jedenfalls mit Feldfrüchten gefüllt, während auf der anderen Seite des Hauses die Garderobe ihren Platz haben mußte. Dort hingen mehrere Ponchos und blaugefärbte Stoffe, — vielleicht auch Frauenkleider, und in der rechten und linken Ecke waren sogar durch quergesteckte Stangen und darübergehängtes Zeug ein paar abgeschlossene Verschläge hergestellt, in denen einzelne Familienmitglieder schliefen.

Eine Wohnungseinrichtung gab es nicht weder Tisch noch Stuhl oder Schrank; — nur ein paar hölzerne einfache Kästen mit verschließbarem Deckel standen rechts neben dem Eingang der Hütte, und man sah, daß diese zuweilen auch als Tisch benutzt wurden. Dahinter lag das Stück eines unbehauenen Baumstammes, was sich dadurch als Bank verriet, daß einige Schaffelle darauf ausgebreitet waren.

Während Don Enrique das Auge weder rechts noch links wandte, — denn was lag ihm daran, ob er hier Bequemlichkeiten fand oder nicht, — bemerkten die beiden Deutschen das alles mit einem einzigen Blick, der sich aber rasch dem Feuer zuwandte, an dem sich ihnen ein ebenso interessantes, wie malerisches Schauspiel bot.

Dort saß der Kazike, eine kräftige, breitschultrige Gestalt, den dunkelblauen, mit roten Fäden durchzogenen Poncho über die Schultern niederfallend, den Kopf bloß, die langen Haare rechts und links niedergekämmt, das hellbronzefarbene ausdrucksvolle Gesicht ihnen zugewandt und die eine Hand flach gegen den Feuerschein gekehrt, um seine Augen zu schützen und die eintretenden Fremden besser betrachten zu können.

Er hatte seinen Sitz ziemlich hoch, wie sich später herausstellte auf einem aufgestellten Fasse, und bildete den Mittelpunkt einer prächtigen Gruppe, die sich kein Maler hätte pittoresker wünschen können. An seiner Rechten stand eine alte kaffeebraune Dame, grundhäßlich, die Augenbrauen zusammengewachsen, die dünnen Lippen eingekniffen und aus den kleinen Augen die Fremden mißtrauisch musternd, während dicht hinter ihm, an seiner linken Schulter, ein junges, hochaufgeschossenes Mädchen lehnte, das, jugendfrisch und freundlich in ihren Zügen die sprechendste Ähnlichkeit mit ihrem Vater trug. Beide gingen in der kleidsamen Tracht der indianischen Frauen, dem dunkelblauen oder indigofarbenen Überwurf, während ein Perlendiadem, d. h. ein Wollband mit daraufgestickten weißen, blauen und roten Perlen ihre Stirn umwand und, besonders bei der Jungfrau, prächtig gegen das rabenschwarze Haar und den hellbraunen Teint abstach.

Die ganze Gruppe war von der Glut des lodernden Feuers grell beleuchtet, und der Kazike erhob sich auch nicht, als seine Gäste eintraten, sondern blieb, den rechten Arm auf sein Knie gestemmt, die linke Hand in dem üppigen Haarwuchs seines Sprößlings wühlend, würdevoll sitzen, um vor allen Dingen die Anrede des Weißen abzuwarten.

Don Enrique trat zuerst vor, und seinen Hut abnehmend und sich leicht vor dem Indianer verneigend, sagte er:

„Sennor Kazike, ich bitte Euch um Obdach für diese Nacht! Wir sind auf einem weiten Weg begriffen und möchten bis morgen früh bei Euch ausruhen, gestattet uns das!"

Der alte Kazike sprach wohl etwas Spanisch, aber doch nicht genug, um die Rede zu verstehen. Er sah den mitgekommenen Chilenen fragend an, und als dieser ihm die Worte übersetzte, nickte er freundlich und sagte:

„Gut, gut! Von wo kommt Ihr?"

„Von Valdivia, Sennor."

„Seid Ihr Chilene?"

„Ja, ich stamme aus Concepcion."

Der Kazike erwiderte kein Wort weiter, reichte ihm den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand und winkte ihm dann würdevoll, sich auf die entgegengesetzte Seite des Hauses zurückzuziehen. Sein Blick war nämlich auf die anderen beiden Fremden gefallen, denen er rasch ansah, daß sie nicht aus diesem Lande stammten. Er bedeutete sie jetzt ebenfalls durch eine Handbewegung, näherzutreten.

„Paisano?" fragte er den Doktor, der etwas vorgetreten war. Als dieser nicht gleich wußte, was es bedeutete, übersetzte ihm der Chilene die Bedeutung, ob er ein Landsmann sei, oder wo anders herkomme.

„No", sagte der Doktor, dem die ganze Sache zu imponieren anfing, so komisch sie ihm auch vielleicht unter anderen Umständen vorgekommen wäre, „Aleman!"

„Aleman? Eh!" rief der Indianer, und sein Antlitz, das in dem Gespräch mit dem Chilenen seine kalte Gleichgültigkeit bewahrt hatte, wurde freundlich. „Alemanes, bueno!" Er reichte ihm dabei die volle Hand und schüttelte die dargebotene so kräftig, daß der Doktor seine zarten Finger so viel als möglich hohl zu legen suchte. „Und der andere? Auch Aleman?"

„Auch Aleman!" bestätigte der Doktor, und Reiwald mußte seine Hand jetzt in den Schraubstock legen, und hätte bei dieser Freundschaftsbezeugung beinahe laut aufgeschrien. Das kleine Mädchen, das ihm ernsthaft in die Augen sah, mußte auch wohl sein schmerzhaft bewegtes Gesicht bemerkt und die Ursache erraten haben, denn ein kaum verbissenes Lachen blitzte über ihre braunen bildhübschen Züge.

„Gut gut!" wiederholte der Alte noch einmal zur Bekräftigung, und dann, — als ob er damit vorläufig jeder weiteren Zeremonie genügt habe, — entließ er die beiden Freunde, und stierte ein paar Minuten lang still und nachdenkend in die Flamme. Ob es Regierungssorgen waren, die ihm am Herzen lagen? Ob er vielleicht über ein Bündnis mit fremden Mächten nachgrübelte, um die Oberherrschaft der Chilenen, aus denen er sich nicht viel zu machen schien, abzuschütteln? Wer kann es sagen, — aber sein Nachdenken dauerte keinesfalls lange. Er drehte den Kopf um, winkte einem seiner dienstbaren Geister, die hinter ihm standen, und rief diesem ein paar Worte in seiner Sprache zu. Der Indianer schien dem gegebenen Befehl schweigend zu gehorchen, und verließ augenblicklich das Haus. Kaum aber konnte er draußen den freien Raum betreten haben, als ein wahrhaft diabolisches Geheul die Luft erfüllte. Es war, als ob die Hölle losgelassen wäre, so folgte ein gellender Auf-

schrei dem andern, und während von draußen die Planken, welche die Tür bildeten, zurückgeschoben wurden, fingen die bisher noch draußen gebliebenen Indianer an, den Raum zu füllen.

„Companeros", sagte der junge Chilene, der den Dolmetscher gemacht hatte, zu Don Enrique und seinen Gefährten, „wenn ich euch einen guten Rat geben soll, so macht euch euer Lager für die Nacht, solange es Zeit ist. Dort hängen Schaffelle, und eure eigenen, von den Packsätteln, habt ihr ebenfalls. Wenn erst die ganze Bande hier im Haus ist, wird euch verdammt wenig Raum dafür bleiben."

„Aber die Leute schlafen doch nicht alle hier?" sagte Don Enrique bestürzt, denn mehr und mehr füllte sich der Raum mit den dunklen Gestalten, und auch die hellen Stirnbänder von indianischen Frauen sah er unter ihnen.

„Schlafen werden sie hier allerdings nicht", lachte der Chilene, „ein paar vielleicht ausgenommen, denen das gute Getränk zu schwer in den Kopf steigt; aber trinken wollen sie, und zwar die ganze Nacht hindurch, solange wenigstens, als das Faß anhält, auf dem der Kazike sitzt."

(Fortsetzung folgt.)

Abstrakte Leidenschaft.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Selbst der wohlwollendste Mensch vermochte nicht zu bestreiten, daß Sandy Hayen ein alter, schmutziger, versoffener Bettler und Vagabund war. Ein Tunichtgut ersten Ranges, zu nichts nütze, faul und sorglos dazu. Sogar hier in diesem Lager der Goldsucher, Fellhändler und Jäger, wo man den Moralbegriffen einer etwas zivilisierteren Gegend einigermaßen fern war, bildete Sandy eine unrühmliche Ausnahme.

Nein, es war kein Staat mit ihm zu machen, wirklich nicht. Aber da der Alte einen langen weißen Bart hatte, der wie bei einem Weihnachtsmanne tief über seine Brust herabhing, so entsann man sich des biblischen Gebots von der Ehrfurcht vor dem grauen Haupte.

Vielleicht war diese sympathische Eigenschaft der Bewohner des Lagers der Grund, daß Sandy immer mehr verluderte. Er konnte ruhig das Wirtshaus betreten, ohne befürchten zu müssen, durstig zu bleiben. Da gab es immer ein paar Burschen, die sich einen Spaß daraus machten, ihm ein Glas zu bezahlen. Denn wenn Sandy erst seinen fünften oder sechsten Flip in sich hineingegossen hatte, wurde er lustig. Er erzählte aus seinen jungen, grünen Jahren sehr bemerkenswerte Geschichten, die hoch im Kurse standen und in einem Umkreis von hundert Meilen fleißig weiter kolportiert wurden, vollbrachte erstaunliche Kunststücke mit Stühlen und Gläsern, was zu der Vermutung führte, er sei früher einmal in irgend einem Zirkus aufgetreten, vor allem aber erwiesen, daß er noch heute über Kräfte verfügte, um die ihn manch ein Jüngerer hätte beneiden können.

Der Einzige, der nie etwas für Sandy übrig hatte, war Bill Cooper. Er lächelte nicht über Hayens Witze und klatschte nicht bei den Kunststücken des Alten. Es war klar, daß er ihn haßte — jedem mußte es auffallen. Aber die ihn fragten, fertigte er kurz ab. „Hassen — nein. Aber der Kerl ist mir widerwärtig. Ihr solltet ihm keinen Schnaps spendieren — sicher stirbt er einmal am Delirium."

Man zuckte die Achseln zu diesen Reden. Cooper war immer ein Sonderling mit etwas verschrobenen Ansichten gewesen, und man verzichtete darauf, mit ihm zu streiten, denn in allen anderen Dingen war er ein tüchtiger, verläßlicher Kamerad.

Sandy freilich suchte Coopers Gesellschaft und bemühte sich, immer einen Platz neben ihm zu erwischen, ohne auf Bills ablehnendes Gesicht zu achten. Und einmal, als er bereits wieder reichlich Whisky mit Soda in sich hinein gegossen hatte, begann er plötzlich mit theatralischer Geste ein Taschentuch von unbestimmbarer Farbe heraus zu ziehen und seine feucht gewordenen Augen zu trocknen.

„Nanu — was hast du, Alter?" fragte Bill.

„Ich — ach nichts", brummelte Sandy und schluckte, als hätte er an einem zu großen Bissen zu würgen. „Ich dachte an Jenny, meine Tochter!"

„Was — du hast eine Tochter?" fragte Bill, maßlos erstaunt. „Aber du machst wohl wieder einen deiner dummen Witze — man darf dir nichts glauben."

„Nein — wirklich und verdammt — ich lüge nicht, Bill", schwor Sandy und betupfte heftiger seine Augen.

„Wird eine schöne Marke sein, wenn sie nach dem Alten schlägt", dachte Bill. „Eine richtige Eule wahrscheinlich," Aber laut sagte er: „Jenny heißt sie, sagst du? Jenny?"

„Ja — Jenny. Sie wohnt in St. Louis, bei ihrer Tante. Sechs Jahre habe ich sie nicht gesehen — und ich liebe sie doch so — und sie ist so schön."

Er bekam heftiger den Schluckauf, fuhr mit weinerlicher Stimme fort: „Und wenn ich auch ein alter Strolch bin und Säufer — lieb habe ich sie doch, meine Tochter."

Er fingerte an seinem alten Rock herum, faßte seine Brieftasche und brachte aus ihr eine Photographie zu Tage.

„Hier, schau selbst, ob ich zuviel gesagt habe", flüsterte er heiser und reichte dem andern unter der Tischkante das etwas angeschmutzte Bild. Der warf einen Blick darauf, und eine sanfte Röte stieg ihm in die sonnengebräunten Wangen.

Wirklich, der Alte hatte nicht zu viel gesagt. Dies Mädchen, das ihn im Bilde mit schwermütig-großen, dunklen Augen anstrahlte, die reine Stirn von einer Fülle zarten, lichtblonden Haares gekrönt, war sehr schön.

„Zwei Whisky!" befahl er laut. Erstaunt blickten die andern Gäste auf — war Bill seinem Grundsatze untreu geworden? Aber sie sahen seine Augen, die fest und fast drohend alle anblickten, und sehr schnell senkten sich die erhobenen Köpfe. Man hatte nichts gehört, natürlich. Und man neidete dem Alten den neuen Gönner nicht.

Spät, gegen Mitternacht, brach Bill auf. „Du kannst bei mir wohnen", sagte er nachlässig zu Sandy und schnitt dessen laute Dankesbezeugungen mit einer unwilligen Bewegung der Schultern ab. —

„Aber das Bild", sagte Sandy im Herausgehen. Bill betastete seine Brusttasche, dort ruhte es, sicher verwahrt.

„Nun, wir reden noch darüber", entgegnete er, vielleicht in der Hoffnung, der Alte, halb trunken, würde es andern Tags vergessen haben . . . Sandy machte es sich in Bills Hütte bequem.

Als Cooper am Ende der nächsten Woche auf der Poststation seinen Gewinst in gute Papierdollars umgetauscht hatte, sagte er zu Sandy: „Ich habe in dieser Woche hundertzwanzig Dollar verdient. Es ist nicht viel, natürlich. Aber ich denke, wenn ich dir sechzig gebe, so ist das Bild von deiner Jenny bezahlt." Selbstverständlich sagte Sandy nicht nein.

Zwei Tage später ergrub Bill auf seinem abgesteckten Boden eine „Tasche", eine ziemlich stark mit Gold durchsetzte Quarzader. Der Erlös entsprach nicht ganz seinen Erwartungen, immerhin holte er fast zweitausend Dollar zusammen. Davon gab er tausend an Sandy. „Hier", sagte er zu ihm, „nimm das, fahre nach St. Louis und hole deine Tochter. Du — dauerst mich, weil du so allein bist und dich so nach ihr sehnst. Wenn sie dich liebt, wird sie mitkommen. Um euer Unterkommen braucht ihr euch nicht zu sorgen. Wir werden schon Rat schaffen."

Sandy, der „Weihnachtsmann", wie die anderen ihn nannten, bedankte sich mit überströmender Herzlichkeit. Bill verfrachtete ihn eigenhändig am nächsten Morgen auf dem Postwagen. Sandy winkte mit seinem schmutzig-roten Taschentuch, und Bill mußte durch die neugierigen Gesichter der Leute aus dem Lager Spießruten laufen.

Er wartete lange, recht lange auf Sandys Rückkehr. Als er es bereits beinahe aufgegeben hatte, den Alten wiederzusehen, klopfte es eines Nachts an die Tür seiner Hütte. „Verdammt — wie lange läßt du mich warten", schimpfte Sandy und musterte Bill mit bösen Augen.

„Und Jenny — deine Tochter?" fragte Bill sehr ruhig, ohne den Eingang frei zu geben.

Der Alte tippte sich an die Stirn. „Bist du dumm — Bill", grunzte er. „Ich habe sie nicht gefunden, natürlich. Ich konnte sie auch nicht finden. Diese — Jenny. Denn ich weiß gar nicht, wie sie heißt. Sie ist irgendwo beim Film. Das Bild kannst du in jedem Papiergeschäft in

Frisco kaufen, und es kostet keine sechzig Dollar, das ist nun mal gewiß."

Er lachte hämisch und niederträchtig. Bill machte langsam zwei Schritt nach vorn. „Und Jenny — das andere alles — war das alles wirklich Lüge? Gemeine unverschämte Lüge?"

„Na — wenn du es durchaus hören willst — ja", sagte Sandy mit dem frechen Mut des Trunkenen, während seine Hand, wie in plötzlicher Erkenntnis seiner Lage, nach der Tasche fuhr . . .

Einige hatten wohl ein Geräusch, irgend einen unbestimmbaren Lärm gehört in dieser Nacht. Aber sie kümmerten sich nicht darum — es war nachts niemals ganz ruhig im Dorfe. Erst am Morgen erinnerten sie sich daran, als man Sandy am Wegrande liegen sah. Sein Messer lag neben ihm, es war mit einer Blutkruste bedeckt. Er selbst aber war tot, und es schien, daß er, der alte, aber bärenstarke Kerl, von den nackten Fäusten eines Dritten erwürgt worden war.

Um des zerlumpten Vagabunden willen eine Untersuchung anzustellen, lohnte nicht sehr. Obgleich manches Gerücht umging, das neue Nahrung empfing, als man Bill Cooper mit dem Arm in der Schlinge herumlaufen sah. Aber erst acht Tage nach dem Ereignis wagte Buttle, der dicke Buttle aus Scattleslow, Bill mit bedeutungsvollem Lächeln zu fragen, ob sein Arm bereits geheilt sei.

„Noch nicht ganz, Buttle", sagte Bill langsam und ernst, „aber schießen — schießen kann ich auch mit der linken Hand."

Da lachte Buttle verlegen und töricht, und er zog es vor, gleich den anderen die Sache zu vergessen.

Tiroler Weihnachtskrippen.

Von Gräfin Brockdorff.

Es ist ein verdienstvolles und dankbares Werk, daß man seit einigen Jahren wieder angefangen hat, sich mit der Weihnachtskrippe zu beschäftigen. So poetisch der brennende Christbaum an sich auch ist und so wenig man ihn missen möchte, so hat die Krippe für den Weihnachtsgedanken doch eine noch tiefere Bedeutung. Sie bringt das Empfinden von Groß und Klein durch ihre figürliche Darstellung viel näher heran zu der freudigen Botschaft:

„Christ ist geboren, freue dich, o Christenheit!"

Es liegt, besonders für die Kinder, ein geheimnisvoller Märchenzauber über ihr.

Wann die ersten Krippen entstanden, ist nicht mehr nachzuweisen. Sicher reicht ihr Ursprung bis ins früheste Mittelalter zurück, wo sie Weihnachten in den Kirchen aufgebaut wurden. Man kann bei diesen Darstellungen auch ganz deutlich erkennen, welch kleiner Schritt vom Weihnachtsaltar zur Krippe war. Bei diesen Altären stehen die Figuren frei, schon ganz oder teilweise vom Relief losgelöst. Sie sind plastisch und naturwahr. Sie bringen eine innige Frömmigkeit, eine ganz selbstvergessene Hingabe an das Christuskind zum Ausdruck. Man denke nur an die Arbeiten der Gebrüder Pacher aus Bruneck und den köstlichen Weihnachtsaltar von ihrem Schüler Aßlinger in der Franziskanerkirche in Bozen.

Die gleiche Innigkeit und Schlichtheit in der Komposition hatten auch die ersten Krippen in den Kirchen. Von hier aus kamen sie in die Familien und wurden in diesen persönlich ausgestaltet. Die Zeit der Maschinen- und Schablonenarbeit war noch nicht heraufgezogen. Während des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kannte man nur Haus- und Handarbeit. Mit liebevollem Eifer beteiligte sich die ganze Familie daran, die Weihnachtskrippe so schön wie möglich aufzubauen. Jedes Jahr wurde etwas neu hinzu gefügt und das Alte anders aufgestellt. Moos, Steine, Flechten und Zweige, Paape und Stäbchen bildeten das einfache Material für den landschaftlichen Teil, in dem holzgeschnitzte Figuren, bemalt oder mit Stoff bekleidet, zur Aufstellung kommen.

So bastelte der Bauer sich seine einfache Krippe selbst zurecht — mit dem Stall, der heiligen Familie und den anbetenden Hirten. Ochs und Esel durften dabei nicht fehlen. Und der Städler tat das Gleiche. Allmählich wurden diese primitiven Darstellungen abwechslungsvoller und reicher. Das Volk liebte es, das Weihnachtsgeschehen in die eigene Zeit hinein zu tragen. Christus wurde ihm jedes Jahr wiedergeboren. Jeder verlegte diese Geburt nun in seine persönliche Umgebung hinein und zeigte dadurch, wie innig man mit dieser religiösen Handlung verbunden war.

Kunst- und kulturgeschichtlich tut sich hier ein reiches Gebiet auf, an dem wir Zeit und Volksleben studieren können.

Man baute Krippen mit vielfach wechselnden Bildern aus dem Leben Christi und der heiligen Familie. Aber auch das Leben des Volkes wurde in den Krippenbau hinein getragen. Nicht nur die Phantasie half schaffen, sondern auch der Humor. Oft trat das heilige Paar mit dem Christuskind gar hinter der Fülle und Buntheit der Gestalten zurück.

Wirtshäuser und Almhütten, Eremitenhöhlen, Bergwerke, Springbrunnen und Teiche wurden aufgebaut, Wirt, Jäger, Bettelmönche, Soldaten, Räuber, sogar der Teufel in Frack und Zylinder traten auf. In der Elefantenkrippe von Brixen ist ein richtiges Schweineschlachten dargestellt, in der Zieglauerkrippe folgen den Mohrenkönigen allein neunzehn Hufschmiede, und in einer Krippe zu Lorenzen suchen Astronomen mit Himmelskarten und Fernrohr den Stern. In der Kirchenkrippe zu Windisch-Matrei stand vor den Stadttoren Bethlehems eine Kompanie Kaiserjäger; beim Ölbrenner in Bruck ist ein ganzer Jahrmarkt nachgebildet. In der leider nur noch in Bruchstücken erhaltenen Moserkrippe aus Bozen — jetzt Schmederersche Sammlung im Nationalmuseum in München — marschiert die Musik zur Wachablösung auf.

Sehr häufig wird ein Stück Tiroler Bergland oder ein Städtchen als Hintergrund gewählt. Bei der Gallmetzer Krippe ist das ganze malerische Städtchen Klausen am Eisack nachgebildet, bei einer andern Sand im Taufers. Natürlich sind diese heimatlichen Krippenhintergründe den Tirolern besonders ans Herz gewachsen.

Tirol ist so überreich an charakteristischen und verlockenden Motiven, und der Tiroler besitzt eine zähe und heiße Heimatliebe. Einen der hervorragendsten Krippenbergbauer hat Brixen in dem Finsterwirt Mayer. Mit ungewöhnlich künstlerischem Blick und feinem Anpassungsvermögen an die Natur baut er seine Krippen. Bald nimmt er eine Burg in der Umgebung, bald eine Bergspitze oder einen malerischen Gassenwinkel als Hintergrund, dazu eine Naturhöhle aus einem Wurzelknollen, etwas Stroh und Moos, die Figuren der heiligen Familie, Hirten, Vieh und ein paar schwebende Engelein. Aus alledem entsteht ein anheimelndes, kindlich-frommes Stück.

War die älteste Krippenform vorwiegend aus einheimischen Motiven geschaffen, so kamen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Szenerien aus Palästina auf. Als erster Erbauer einer solchen wird der Bäcker Hilber aus Bruneck genannt, der eine Reise ins heilige Land gemacht hatte. Er stellte die Krippe in einer Landschaft von Bethlehem. Dieser erste Versuch fand viele Nachahmungen, aber es ergab sich mit der Zeit eine gewisse Eintönigkeit, so daß man anfing, orientalische Ideallandschaften zu schaffen. Mögen diese Krippen stilgemäßer und voll größerer, religiöser Wirkung sein, reicher an Einfällen und künstlerisch anziehender sind die Krippen, die das Volksleben mit hinein spielen lassen.

Namhafte Künstler haben im Dienst der Krippe gearbeitet und wahre Meisterstücke hinterlassen. Nicht nur Künstler vergangener Zeiten, sondern auch solche der Gegenwart sind darin tätig gewesen. Es ist erstaunlich, mit welcher Gemütstiefe und schlicht-inniger Auffassung auch diese Modernen am Werke waren.

Seit Jahrhunderten ist die Krippe heimisch in Tirol. Zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sie dem Tannenbaum weichen müssen, bis sie heute neben diesem wieder den alten Ehrenplatz erhalten hat. Mit ihr erwacht ein Stück sinnigen und gemütvollen Weihnachtsempfindens zu neuem Leben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.